In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 79 Posen, den 6. April 1929. 3. Jahrg.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(6. Fortsetzung).

Inspektor Olböter saß im letzten Wagen auf einem Hafersack, lachte, daß das Stroh knackte, und lobte Gott, daß er sich von Weibsleuten ferngehalten hatte und Junggeselle geblieben war. Und wenn er auch wegen der Hammel sich mit Schafmeister Raackow oft genug häkelte, darin hatte er recht: „Wenn ein friggen dät, dat is as wenn hei Lottrie speelt. Vör de Hochtid en Lamm un henasten en Sadrach." Aber diese gemeinsame Ansicht kam daher, daß sie beide d i e nicht bekommen hatten, die sie hatten haben wollen. Und während hinter ihm das Keifen seinen nachdrücklichen Fortgang nahm und der Schneider nicht gerade sanft von der Frau durch die Haustür bugsiert wurde, warf die Erinnerung wie eine Laterna magica dem Inspektor ein helles buntes Bild auf den breiten Rücken des vor ihm sitzenden Knechtes, und die grauen Augen blickten halb traurig, halb verzückt auf den braunen Rock, wo er sah, was nicht da war: ein rotes, frisches Gesicht, einen lachenden Mund, ein Paar blaue Augen, eine blonde Haarkrone, als ein Stein ihn hochfahren ließ und der Traum zerfloß. Er war um die dicke Nase herum ganz rot geworden, fuhr sich mit der Hand über die gerunzelte Stirn und putzte dann die Brille. Das war nicht anders. Das Glück war ein Hase, wenn man glaubt, man hat es, schlägt es einen Haken, und man liegt im Dreck. Aber jetzt war das vorbei. Jetzt lief er keinem Hasen mehr nach, nicht im Herbst und nicht im Mai. Arbeit, das war das einzige. Aus der Erde herausholen, was herauszuholen war, bis einem die Pferde ausgespannt wurden und es Feierabend läutete. Es war nicht leicht, Landwirt sein. Die in der Stadt denken immer, das wächst einem alles zu, aber wieviel Schweiß und wieviel Sorgen an einem Fuder Weizen hängen, das bedenkt keiner. Heut strich man das blanke Geld ein, und morgen pflügte man es wieder in den schwarzen Boden und wußte nicht, ob es zinsen würde. Das nächste Jahr konnte es wiederbringen, aber manch einer wartete fünf und zehn, und oft, wenn die gute Ernte kam, war es zu spät. Wenigstens wurde man dabei geduldig und bescheiden und wußte, daß man ein abhängiger Mann war, ob man auch frank und frei auf der Scholle saß. Man konnte alles noch so schön berechnet haben, und über Nacht machte eine Hand durch all die geraden Zahlen einen schwarzen Strich. Den Weizen hatte er heute auch nicht in die Stadt fahren wollen und zu den niedrigen Winterpreisen losschlagen. Aber er mußte Geld schaffen. Die Destillationsanlage der Brennerei war schadhaft geworden. Die Ausbesserung erforderte eine längere Zeit und war teuer. Er hatte keine Schlempe für das Vieh. Das knappe Futter war bald zu Ende. Er mußte zu hohen Preisen neu kaufen. Die Einnahme aus der Bockauktion war hin; die hatte Wreszinsky geholt und dem Herrn den Schlaganfall gebracht. Also heut den Weizen und morgen — ja, was morgen? Und alle Verantwortung lag auf ihm allein. Wenn der Herr zum Frühjahr nicht wieder gesund würde, wenn Massieren und Elektrisieren nichts half und die barmherzige Schwester, die er mitbringen sollte, vergeblich kam? Das gnädige Fräulein Gottfriede? Die war zu jung. Die konnte hier nichts helfen. Und überhaupt ein Frauenzimmer. So dachte er weiter hin und her und überschlug Soll und Haben und kam immer wieder zu dem Schluß, daß es besser wäre, Fräulein Gottfriede wäre in Australien und der Bruder wäre zu Hause.

Damit holte er seine kurze Pfeife mit dem geschnitzten Pferdekopf hervor, kramte Feuerstein und Stahl aus den Taschen, schlug und pinkte, bis der Schwamm glühte, und dann qualmte er wie der Brennereischornstein, qualmte alle seine Gedanken in den feuchten Wind, der von den Feldern einen kräftigen Duft von schmelzendem Schnee und Dünger dahintrug. Und Olböter hob die Nase in die Luft und sog sie tief in die breite Brust, denn dies war sein liebster Wohlgeruch. Den gab es auch als „Parfönk" in geschliffenen Flaschen und hieß Springflaur, und er hatte sich davon gekauft — aber so stark und gut roch es nicht, wie auf dem Felde, wenn der Wind ging.

*

Der volle Mond kutschierte durch die grauen Wolken und kam nicht vom Fleck, und die Hunde bellten ihn an wie einen Wagen. Der Südwind ging hohl und stoßweise um das Herrenhaus und blies auf den Schornsteinen wie auf Orgelpfeifen. Am hohen Dach sackte der Schnee und klatschte in die Tiefe, und in den Rinnen rieselte das klingende Wasser. Das Mondlicht blinkte und flimmerte auf der nassen Rinde der Bäume; in den Knospenwinkeln standen schwere Tropfen gleich Tränen und fielen glitzernd nieder, wenn der weiche Wind sie stieß.

Es war wie im Frühling. Die Katzen glaubten ihre Zeit gekommen, strichen umher an den Zinnen und auf den Höfen und bedachten nicht in ihrer Verliebtheit, daß auch ihnen auf Erden nichts geschenkt würde und daß ihre zarten Kinder im Märzschnee würden büßen müssen, was ihre Eltern im Januar vorschnell gesündigt hatten. Ratten und Mäuse hatten gute Zeit, fraßen den Schweinen die Ohren an und zerschroteten auf dem Kornboden Gerste und Weizen ungestraft.

Die Dunkelheit war voll des heimlichen Lebens, und aus der Erde kam ein Seufzer wie aus einem Gefängnis um Mitternacht. Aber niemand war, der es vernahm. Vielleicht Jochen Korthals, der Nachtwächter, denn er blies auf seiner Flöte so sanft und selig wie eine Nachtigall um Urban.

Der alte Kastanienbaum vor Gottfriedens Zimmerfenster wiegte sich im Wind; die Futternetze für die Meisen, die in seinen Zweigen hingen, pendelten verschlafen mit, und seine Zweige schlugen wie Fingerknöchel gegen die Fensterläden. Gottfriede, deren Gedanken bei dem Vater waren, auch wenn sie schlief, sagte aus tiefem Schlaf heraus, als würde sie gerufen, mit einer fernen Stimme in die Finsternis: „Gleich, Binchen, gleich!" richtete sich auf und horchte. Nebenan, wo der Vater schlief, war alles still. Keiner hatte sie gerufen. Auf Schwester Mathilde war Verlaß, und sie durfte ruhig schlafen.

Binchen hatte es nicht länger mit ansehen können, wie sie von Tag zu Tag blässer und müder geworden war, und Doktor Jeppel hatte schließlich kurzen Prozeß gemacht, ihr das Recht über den Kopf genommen und die Schwester geschickt.

Die Mamsell saß oben in ihrem Stübchen bis spät in die Nacht. Wenn alles still geworden war in Haus und Hof, kamen ihre stillen Stunden bei Strickzeug und Lampe, fand sie sich mit allem ab, was der Tag gebracht hatte. Aeußerlich war das ja nicht viel. Aber ihre Seele hatte viel zu bedenken und zu sorgen um die Menschen, die ihr ans Herz gewachsen waren, und um die Tiere, über die sie zu wachen hatte, ihr Federvieh, ihre Enten und Hühner, und was sonst in den Ställen war, die jungen Kälbchen, die wie die Kinder immer gebörnt und gehätschelt sein wollten, die Ferkelchen, deren Leben durch die tolpatschige und stumpfsinnige Ernährerin in stete Gefahr gebracht wurde. Sie war eine Mutter über viele Kinder und hatte all ihr unvernünftiges Viehzeug lieb wie der alte Raackow seine Lämmer und Böcke. Und so wanderten ihre Gedanken im Kreise, von den Tieren zu den Menschen; die Nadeln klapperten, und wenn eine besonders wichtige Angelegenheit durch Binchens Kopf ging, fiel auch wohl eine Masche, und Binchen setzte die große, runde Hornbrille auf die kleine Nase, daß sie aussah, als wäre sie Frau Holle, und suchte die Verlorene wie die Frau im Gleichnis ihren Groschen.

Als sie mit ihren Gedanken zum viertenmal bei dem schwarzbunten Kälbchen angekommen war, das morgen seiner Mutter fortgenommen und entwöhnt werden sollte, legte sie das Strickzeug zusammen, steckte den rechts und links gemusterten, für eine dünne Wade berechneten Beinling fest an das Knäuel und rüstete sich zur Ruhe.

Auf dem Bettrand sitzend, nahm sie vom Nachttisch ihre alte Bibel, stach mit einer Haarnadel hinein, um zu erfahren, was der nächste Tag bringen würde und traf auf die Stelle: „Und was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz, denn dir ist schon mehr befohlen, als du kannst ausrichten.“ Daraus konnte sie sich keinen Vers machen, schüttelte den Kopf und versuchte noch einmal und schlug auf: „Und des Mondes Schein wird sein wie der Sonne Schein, und der Sonne Schein wird siebenmal heller sein denn jetzt zu der Zeit, wenn der Herr den Schaden seines Volkes verbinden und seine Wunden heilen wird.“ Damit war sie zufrieden, löschte das Licht aus und schlief ruhig ein in der Hoffnung auf einen frohen Tag.

Am andern Morgen schien die Sonne. Freilich, noch nicht die vom Himmel. Die Meisen zwitscherten lustig trotz des Regens im Geäst und kümmerten sich nicht viel um die Futternetze, denn sie fanden mancherlei in der Rinde und auf dem weichen Boden, das ihnen naturgemäßer war und besser schmeckte. Binchen ging an ihre Arbeit und regierte die Mägde in Küche und Keller eifriger denn je, daß die Hacken flogen und die Röcke, denn niemand sollte ihr vorwerfen dürfen, daß ihr schon mehr befohlen sei, als sie ausrichten könnte. Als sie im Hause alles besorgt und angeordnet hatte, was für den Vormittag not war, schürzte sie den Warprock über den dürftigen Waden hoch auf, nahm das graue, große Regentuch über den Kopf und stapfte in schweren Holzschuhen zum Kälberstall.

Durch die Einfahrt sah sie Doktor Jeppels Fuhrwerk kommen. Weithin spiegelte es sich in den Pfützen und Tümpeln wider. Der Braune blinkte vor Nässe, als wäre er ein Schimmel. Der Arzt saß unter einem hochgewölbten leinenen Familienschirm, und das Wasser troff von dem Regendach zu beiden Seiten des Korbwagens hernieder in Strömen. Das war auch einer, der nicht danach fragte, was bringt es ein, sondern, was muß ich tun, der nichts kannte als seine Pflicht, als Mühe und Arbeit um ihrer selbst willen. Das wurde immer seltener in der Welt, und ein fremder Geist fing an, auch schon unter den Dienstboten zu rumoren, und die dicke Marie hatte heute morgen über das Sauwetter und über das Schweinefüttern geflucht und geprahlt, zu Johanni ginge sie in die Stadt zu einer Herrschaft als Stubenmädchen, da brauchte sie sich keinen Finger naß zu machen. Aber die Mamsell hatte ihr mit dem Finger gedroht: „Loop nich, ehr du jaget warst. Ick will dat Jng afseen.“

Binchen stand vor der hintersten Bucht bei dem schwarzbunten Kälbchen, das noch nach der Mutter blickte, hielt ihm die Hand hin und ließ es daran saugen, daß es stille wäre, als die Stalltür aufschlug und Gottfriede eilig den Gang herunterkam und ihr zurief: „Nun wird alles gut. Vater ist über den Berg. Zu Ostern soll er gesund sein.“ Da atmete sie tief auf und merkte nicht, daß das Kälbchen schon ihren Aermel im Maul hatte und besabberte. Das also war der Sonnenschein, auf den sie für heute gewartet hatte.

Am Nachmittag ließ auch der Regen nach. Die Wolken rissen auseinander, und der blaue Himmel wuchs Stück für Stück; der warme Wind trank alle Lachen aus, die Sonne schien siebenmal heller als sonst, und der Kranke durfte zum erstenmal am offenen Fenster sitzen und die belebende Luft atmen.

Gottfriede und Schwester Mathilde hatten ihn auf seinen Lieblingsplatz gebracht, auf den Podest am mittleren Fenster im Wohnzimmer, von wo er eine freie Aussicht über den Hof hatte. Nun ging er mit den Augen die Wirtschaft ab. Aber ihm war, als sähe er in ein fremdes Anwesen. Sein Blick war voll Angst, als wäre er aus einem wirren Traum erwacht, und konnte mit der Wirklichkeit nichts anfangen. Er fand sich nicht zurecht. Als er an den Schafstall kam, stieg etwas Dunkles in ihm auf. Er zog die Stirn kraus, als hätte er Schmerzen, und grübelte hin und her. Da war doch etwas gewesen. Etwas Schweres, Furchtbares, und es sollte doch auch noch etwas kommen. Was war das nur?

Er schloß die Augen. Die Schwester stand neben ihm und sah ihn forschend an. Gottfriede, die am Tische Wäsche ausbesserte, hob besorgt den Blick. Das Herz drehte sich ihr um, als sie Gesundheit und Krankheit so dicht nebeneinander sah — die Schwester, die die schwarze Haube ein wenig mehr, als es nach den Vorschriften sein durfte, aus der freien, klaren Stirn gerückt hatte und das blonde, rötlich schimmernde Haar sich ungehemmt kräuseln ließ, in den grauen Augen Schalkheit und Lebensfreude, die Wangen rot wie das Kreuz auf ihrer Brosche, und der Vater, von irgendwoher durch einen kräftigen Widerschein beleuchtet, die Augen eingesunken, die Schläfen schmal und nach innen gewölbt, das dünn und grau gewordene Haar eng dem Hinterhaupt anliegend, daß die Form des Schädels deutlich ward, die ganze Gestalt dürr und zusammengefallen — was war aus dem Vater geworden? Was hatten die paar Wochen aus ihm gemacht? Im Dämmerlicht des Krankenzimmers hatte sie das so nicht gesehen. Der Atem verschlug ihr. Sie beugte sich tief über ihre Stopfarbeit, aber ihre Hand zitterte, sie stach sich in den Finger, und das rote Blut tropfte auf das weiße Linnen.

Der Kranke ließ seine Blicke wieder wandern. Knechte zogen über den Hof wie im Schattenspiel. Als Kind hatte er so ein Ding gehabt. Da waren die Menschen an der einen Seite verschwunden und an der andern wieder heraufgekommen. So sah er sie bei den Ställen kommen und gehen und lachte vor Vergnügen. Aber das Gesicht verzerrte sich nur, und das Lachen hatte kein Leben. Der Brennereischornstein trat in das Sehfeld. Ohne den Kopf zu bewegen, ließ er das Auge von unten nach oben gehen und auf der Bekrönung ruhen. Lange starrte er nach oben. Das war eine Fabrik. Er deutete mit der linken Hand darauf hin und fragte die Schwester nuschelnd, undeutlich: „Wer hat die Fabrik gebaut?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Siegeslauf des Ultravioletts.

Von Dr. Lilly Wagner-Berlin.

Als kurz vor dem Kriege die Bestrahlung mit der „Künstlichen Höhensonne" aufkam und sich rasch einbürgerte, da sprach man in Laienkreisen zum erstenmal von der Bedeutung des Ultravioletts, von dem man bis dahin höchstens in der Schule als von dem unsichtbaren Teil des Spektrums gehört hatte, dem man wenig Bedeutung beimaß. Eben dieser unsichtbare, jenseits des Violetts liegende Teil des Spektrums aber besteht aus jenen kurzwelligen Strahlen, die in letzter Zeit geradezu eine Revolution auf hygienischem Gebiet hervorgerufen haben.

Ultraviolett ist eine Zauberformel geworden, die viele Leiden heilt: Ultraviolett steigert unsere Lebenskraft, es heilt Tuberkulose, englische Krankheit und andere bisher kaum beeinflußbare Leiden, es erzeugt das lebenswichtige Vitamin D, dessen Fehlen eben verantwortlich ist für die englische Krankheit, die Rachitis, die Kinder zu Krüppeln und für ihr ganzes Leben schwächlich und unglücklich machen kann.

An der Breslauer Kinderklinik hat man stillende Mütter mit dem ultravioletten Licht der Quarzlampe (Künstliche Höhensonne) bestrahlt, und die Mutterbrust gab reichlichere Nahrung. Bestrahlungen schon Monate vor der Geburt vermochten den leider gar oft gesehenen Verfall der werdenden Mutter aufzuhalten. Ihre Zähne blieben gesund, das Knochengerüst blieb ungeschwächt, ein vorher blühendes Aussehen ging nicht verloren, und der junge Erdenbürger kam voll gesund zur Welt.

Der Siegeslauf des Ultravioletts ist unaufhaltbar, die Kenntnis der wunderbaren Heilwirkung kurzwelliger Strahlen heute schon fast allgemein verbreitet. Dennoch konnten die Forschungen der deutschen Island-Expedition, die zur strahlenbiologischen Erforschung Islands im vorigen Jahr entsandt worden war, noch wichtige neue Ergebnisse zutage fördern.

Schon lange hatte man sich darüber Gedanken gemacht, weshalb der Gesundheitszustand auf Island ein so viel besserer ist als etwa auf den Faröern, einer einsamen Inselgruppe im Nordatlantik, auf der, wie man wußte, die gleiche Ernährungsweise herrscht wie in Island: nämlich Fischnahrung, speziell der Genuß von rohem, getrocknetem Fisch und Dorschlebertran, also Nahrungsmittel, die in großer Menge das rachitisverhindernde Vitamin D enthalten; während aber in Island die englische Krankheit eine Ausnahmeerscheinung ist, sind auf den Faröern mehr als die Hälfte der Kinder rachitisch. Die Fischnahrung allein reicht also offenbar nicht aus, die Rachitis zu verhindern. Es muß auf Island noch ein zweiter Faktor im Spiele sein, der für den hervorragenden Gesundheitszustand der Islandkinder verantwortlich ist: die unmittelbare Sonnen- und Himmelsstrahlung. Man hat gefunden, daß die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes das bedeutsame Vitamin direkt in der Haut erzeugen, Ultraviolettstrahlung also noch wichtiger ist als vitaminreiche Nahrung. Ein tückisches Schicksal will es, daß gerade im Sommer, wo auf den Faröern ebenso wie auf Island ewiger Tag herrscht, dieser dort durch beständige Golfstromnebel verdunkelt wird, so daß es nur sechs sonnige Tage im Jahre gibt! Die Isländer dagegen bleiben von der Rachitis verschont, weil ihnen das antirachitische Vitamin aus zwei Quellen fließt: durch die Nahrung und die Strahlung.

Als Erfolg darf die Expedition (über die die „Umschau in Wissenschaft und Technik", Frankfurt a. M., berichtet) es sich buchen, die starke Ultraviolettstrahlung auf Island, sowie die Gesamtsonnenstrahlung energetisch festgelegt zu haben. Ein wunderbarer Zufall, daß nämlich eine lichtempfindliche Kadmiumzelle dieselbe Empfindlichkeit für Ultraviolett hat wie die menschliche Haut, setzt uns instand, das ganze Ultraviolettgebiet rein physikalisch zu messen. Die Messungen mit der Kadmiumzelle geben uns einen exakten Anhalt für die gesundheitbringende Strahlung der Sonne.

Noch eine andere wichtige Einsicht verdanken wir der Islandexpedition, nämlich eine Bestätigung und ein besseres Verständnis der Messungen, die kürzlich von dem berühmten Lichtforschungsinstitut in Hamburg bekanntgegeben wurden. Diese ergaben, daß sich in den Straßen der Großstadt, die in den ganzen Dunst und Rauch der Fabrikschlote eingehüllt sind, das Ultraviolett selten ist und nur in der Mittagszeit kräftig genug auftritt, um unsere Jugend gesund zu erhalten. In Hamburg muß man 30 bis 40 Kilometer weit wandern, um von dem Großstadtstaub loszukommen, und in London soll man sogar noch 100 Kilometer vor der Stadt den Großstadtdunst an der Verringerung der Ultraviolettdurchlässigkeit der Luft spüren.

Der Instinkt, der uns seit dem Anwachsen und der Vermehrung der Fabrikbetriebe und des Verkehrs aus dem Bereich der Städte so oft wie möglich entfliehen heißt und uns mit Sehnsucht nach der reinen Luft von Meeres- und Gebirgslandschaften erfüllt, hat uns wieder einmal richtig gelenkt. Ohne daß wir die Gründe kannten, ohne daß wir ahnten, daß Ultraviolett das große Elixier ist, auf das wir im Hochgebirge fahnden, hat sich die Sitte, weite Reisen zu machen, in immer breiteren Schichten des deutschen Volkes längst durchgesetzt und ist an die Stelle der früher so beliebten Sommerwohnung getreten, die man gern in der nächsten Nähe der Stadt aufsuchte. Die Sucht, in die Ferne zu schweifen, hat also einen wohlberechtigten Sinn; sie entspringt nicht nur, wie oft zu Unrecht behauptet wird, der Sensationslust und der Freude am Fernen und Fremden, sondern vielmehr der Beobachtung, daß man sich am Meer oder im Gebirge viel schneller und gründlicher erholt als in der Nähe der großen Städte, was schon rein äußerlich an der viel intensiveren Braunfärbung der Haut erkenntlich ist, eben einer Folge der Ultraviolettstrahlung. Wie oftmals, so hat sich auch hier wieder gezeigt, daß der Instinkt auf den richtigen Weg führt, dessen Richtigkeit die Wissenschaft erst nachträglich bestätigt.

Heute ist eine Forderung der Hygiene: So oft und so weit wie möglich heraus aus dem Bannkreise der Stadt, und wo dies nicht möglich ist — wo es an natürlichem Sonnenlicht fehlt —, Bestrahlung mit „Künstlicher Höhensonne". Darüber hinaus erhebt sie den Ruf nach Vitaminierung der Lebensmittel, besonders der Kindermilch, durch Bestrahlung. Mit der Bestrahlung der Kindermilch geht man in Deutschland, dem Geburtslande der Quarzlampe (1906), der ganzen Welt voran. Schon heute wird in über 50 Städten die Kindermilchbestrahlung zum Segen des Volkes durchgeführt.

Sturm aufs Patentamt.

Wer nicht eingeweiht ist, macht sich keine Vorstellung von der Hochflut der Patente, die jeden Tag über dieses bedauernswerte Institut hereinbrechen. Das perpetuum mobile allein hat zahllose Versuche zur Folge gehabt, aber immer hat es sich herausgestellt, daß irgendwie eine Kraftquelle wirksam war. Viele andere Lösungen der antriebslosen Maschine waren geniale Theorie — aber leider Theorie. Neben solchen Versuchen und Modellen, die immerhin eine geistige Durchdringung des Stoffes voraussetzen, liegen beim Patentamt manche Patentanträge vor, die mit Jules Vernescher Phantasie gespeist sind. Hierzu gehört ein Projekt, die Landung der Luftschiffe durch stählerne Schleppseile zu bewerkstelligen, die durch mächtige, in den Boden des Landungsplatzes eingebaute Magnete gefesselt werden. Bemerkenswert ist, daß sich eine Reihe wertvoller Erfindungen und Experimente mit der Vermeidung von Eisenbahnunglücken befassen. Hier taucht immer wieder das Problem der Sicherung der Schienenübergänge auf. Zu den Vorschlägen optischer und akustischer Art kommen eine Reihe von Versuchen, die auf magnetischen Wirkungen beruhen.

Eine Lokomotive wird verhaftet...

Kürzlich geschah das Seltsame, daß eine Lokomotive verhaftet werden mußte. Es handelte sich um den Schnellzug Brüssel—Lille, der an der belgischen Grenze von Zollbeamten nach Schmugglerware durchsucht und auf Grund der Dienstvorschriften beschlagnahmt werden mußte. Der Lokomotivführer hatte nämlich versucht, in der Lokomotive einen Koffer mit Tabak im Werte von 25 Franken über die Grenze zu bringen. Was half das Jammern des Ertappten, das Händeringen des Stationsvorstehers, das Schelten der Reisenden? Der Schnellzug mußte seinen Lokomotivführer und seine Lokomotive hergeben. Dienstvorschriften sind Dienstvorschriften. Mit nicht geringer Verspätung konnte der Zug dann die Station verlassen, nachdem eine andere Lokomotive und ein anderer Lokomotivführer zur Stelle waren.

Seit dieser Zeit ist der belgische Stationsvorsteher auf die Zöllner nicht gut zu sprechen. Die aber zucken die Schultern und lächeln: Dienstvorschrift bleibt Dienstvorschrift, und wenn der D-Zug Brüssel—Lille für immer hier liegen bleiben müßte . . . Es bleibt eine peinliche Angelegenheit, nicht nur für den erwischten Lokomotivführer. Und das ganze Streitobjekt beträgt ganze 25 Franken! Starker Tabak! Tableau! Der Schaden, der der Eisenbahnverwaltung aus diesem Zwischenfall erwächst, dürfte ungleich größer sein.

Verhandlungstag eines weisen Richters.

Der Richter und das Kind. — Umgang mit den geistig Armen. — Die höchste Stufe richterlicher Weisheit.

Im Gerichtssaal ist es still. Die Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen, denn es soll ein Sittlichkeitsverbrechen, begangen an einem fünfjährigen Mädchen, verhandelt werden. Der Angeklagte bestreitet alles, und niemand ist da, der ihn belasten könnte, als das kleine Mädchen selbst.

Die Kleine wird hereingeholt, die Mutter führt sie vor bis zum Richtertisch und will dort bei dem Kinde stehenbleiben, damit es sich nicht ängstige. Aber der Vorsitzende winkt ihr, zurückzutreten. Er will mit der Kleinen allein reden.

„Komm mal her, mein Kind," sagt er, aber nicht in dem sonst üblichen herablassenden Ton, in dem Erwachsene mit Kindern zu sprechen pflegen, „du heißt Johanna, gelt? Gib mir mal deine Hand, Johanna — so! In die Schule gehst du noch nicht? Nein. Aber jetzt kommst du bald hin — du bist ja schon groß. Und brav bist du auch, gelt? — Nun guck' dir mal den Mann

dort an — nien, den hier, der in der Bank steht. Kennst du
dort an — nein, den hier, der in der Bank steht. Kennst du gesehen? — Ja. Ist das der Mann, der zu euch gekommen ist, als ihr auf der Wiese gespielt habt? Ja, das ist er. Was hat er denn mit dir gemacht? Erzähl' mir das mal, aber ganz genau. Und schön die Wahrheit sagen, Johanna — gelt, das weißt du doch, daß man immer die Wahrheit sagen muß?"

Die Kleine ist ganz zutraulich geworden, furchtlos erzählt sie, was mit ihr geschehen ist, und der Vorsitzende weiß so geschickt zu fragen, daß sie auch die heikelsten Dinge, die ihr unverständlich bleiben, klar beantworten kann. Und alles, was sie sagt, trägt so deutlich den Stempel der Wahrheit, daß der Angeklagte schließlich sein Leugnen aufgibt und alles eingesteht.

*

Ein Dienstmädchen betritt als nächste die Anklagebank. Sie war von ihrer Dienstfrau entlassen worden, und da sie keine Angehörigen hatte und ohne Geld war, stahl sie bei einem späteren Besuch in der Wohnung ihrer Dienstherrschaft einige Kleidungsstücke, die sie versetzte.

Sie steht stumm und mit gesenktem Kopf da, ist voller Scham und Reue und gibt alles zu. Sie antwortet leise und kurz, man muß ihr jedes Wort gleichsam aus dem Munde ziehen. Von ihrer Not sagt sie nicht viel. Aber der Vorsitzende kommt gerade darauf immer wieder zurück, erkundigt sich nach ihren Lebensumständen und bringt sie durch immer neue Fragen zu einer Schilderung ihrer bedrängten Lage, die den Diebstahl in einem milderen Licht erscheinen läßt, so daß er mit einer geringen Strafe gesühnt werden kann.

Kinder, Unmündige und geistig Arme zum freien Reden bringen — die erste Stufe hoher richterlicher Weisheit.

*

Neue Fälle kommen zur Verhandlung. Keiner wird schablonenmäßig erledigt, immer spürt man, daß neben dem strengen Recht die Liebe waltet, daß ein Weiser auf dem Richterstuhl sitzt.

Denn der weise Richter ist nicht nur klug und kenntnisreich, er hat noch andere Eigenschaften, die ihn zu seinem hohen Beruf fähig machen. Er ist gütig und mild, er hat ein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl, das aus einem verstehenden, fühlenden Herzen kommt und die Paragraphen nur als äußeres Rüstzeug braucht; er kennt Höhen und Tiefen des Menschendaseins, er sieht Ehrgefühl, Stolz und Rechtlichkeit beim einfachen, wortkargen Arbeitsmann genau so gut wie beim würdigen Geheimrat. Er läßt keine Tat ungesühnt, aber er vergißt nie, daß Not, Elend und Verzweiflung auch einen Engel zum Sünder machen können. Er achtet alles, was Menschenantlitz trägt, und nichts Menschliches ist ihm fremd. Er ist gütig und barmherzig, und deshalb ist er ein weiser Richter. M. C.

Oekonomie der Kräfte.

Ein witziger Kopf hat kürzlich eine „Oekonomie der Kräfte" aufgestellt und kommt dabei zu Ergebnissen, die für unsere dicken Mitbürger nicht wenig schmeichelhaft sind, da sie zeigen, welche enormen Kräfteerzeuger unsere lieben Korpulenzen sind. Es gibt bekanntlich sogenannte „Normalgewichte", die von Aerzten sorgfältig errechnet sind, und zwar soll das Normalgewicht des Mannes so viel Kilogramm betragen, wie die Körpergröße in Zentimetern einen Meter übersteigt. Nehmen wir nun an, daß ein Mann auch nur 20 Prozent mehr wiegt, als er nach der ebengenannten Formel wiegen sollte, so ergeben sich im Laufe der Jahre Mehrleistungen an Kräfteaufwand, die kaum auszudrücken sind. Bei einem täglichen Weg von 5000 Metern ergibt sich z. B. bei einem 180 Pfünder, der 20 Prozent zu schwer ist, eine tägliche Mehrleistung von 75 000 Meterkilogrammen, also im Jahre nicht weniger als 28 Millionen Meterkilogramm. Das sind böse Zahlen, und bitterböse ist auch die Statistik, denn es läßt sich nachweisen, daß unsere lieben „Fattys" ein paar Jahre früher abrollen als wir Magerlinge. — Uebrigens ließe sich die „Oekonomie der Kräfte" noch weiter ausbauen. Wieviel unnötige Worte verschwendet man täglich! Was macht das in einem Jahre, in 10 Jahren? Wie oft ärgert man sich über den „lieben" Nächsten, über die Verwandtschaft, über den Geldbriefträger, der immer Nachnahmen bringt, wenn man gerade eine Ueberweisung erwartet. Millionen von Energieeinheiten aller Art werden jedes Jahr von jedem Menschen verschwendet. Es gibt keinen ökonomischen Menschen. Gott sei Dank!

Der Kater als Gralsritter.

In der Chronik der Wiener Oper steht geschrieben: Kürzlich fand eine Aufführung von Wagners weihevoller Oper „Parsival" statt. Die Ränge und Logen waren von einer feierlich gestimmten Menge dicht besetzt, als der Dirigent mit den ersten Takten des Vorspiels begann. Schon nach den ersten ergreifenden Klängen der Gralsmusik folgte das Publikum sichtlich gebannt den Vorgängen auf der Bühne. An Gurnemanz' lange Erzählung schloß sich der Einzug des kranken Königs Amfortas an, der auf der Bahre von den Gralsrittern hereingetragen wurde. Den König Amfortas sang ein Gast aus München. — Hier stockte die Feder des Chronisten. — Aber dann kam ein ganz unerwarteter Gast auf die Bühne. Gerade als Amfortas seine erschütternde Klage sang, kam ein grauer Kater auf die Bühne, stellte sich in Positur und wollte seine Arie miauen. Der Darsteller bemächtigte sich ein gewaltiger Schrecken. Im Zuhörerraum wurde erst leises Kichern vernehmbar, dann ertönte auf der Galerie schallendes Gelächter. Ein Gralsritter hatte noch die Geistesgegenwart, den ungerufenen Solisten mit seinem Schwert von den weltbedeutenden Brettern zu verscheuchen. Nach diesem peinlichen Intermezzo konnte die Aufführung des Bühnenweihfestspiels weitergeführt werden. Uebrigens gehört der Kater dem Personal der Wiener Oper an; er hat die Aufgabe, die Mäuse, die sich im Bühnenraume bemerkbar machen, zu fangen.

■ Aus aller Welt. ■

Welche Werte das Meer verschlingt. Der Amerikaner denkt sehr wirtschaftlich, wie jetzt wieder ein Bericht des amerikanischen Departements für die Landwirtschaft beweist. Darin wurde berechnet, daß durch die Auswaschung der Flüsse jährlich 520 Millionen Tonnen fruchtbare Erde in das Meer getragen werden. Allein der Mississippi, dieser Riesenstrom, fördert jährlich, besonders auch durch seine Ueberschwemmungen, 435 Millionen Tonnen Erde in das Meer. Man hat ferner berechnet, daß die Nährstoffe, wie Phosphor, Salpeter, Kali und Pottasche, die dadurch der amerikanischen Wirtschaft verlorengehen, 21 mal größer sind als die Nährstoffe, die alljährlich durch die Ernte dem Boden entzogen werden. Werden die Mengen an Phosphor, Salpeter usw., die so alljährlich verlorengehen, ihrem Wert nach bemessen, so ergibt dies einen jährlichen Verlust von 8,5 Milliarden Mark. Der dritte Teil davon würde Deutschland genügen, um die vielumstrittenen Reparationsleistungen bezahlen zu können. Natürlich sinnt das wirtschaftliche Amerika, trotzdem es das Land der „Prosperität" und der Ueberfülle ist, auf Abhilfe. Die wichtigsten Maßnahmen sollen darin bestehen, daß die Felder in den Ueberschwemmungsgebieten terrassenartig angelegt und mit tiefwurzelnden Sträuchern beforstet werden, womit man den alljährlichen Verlusten an Bodensubstanz einigermaßen entgegenzuwirken hofft.

Nachlaß und Riesenversicherung des Warenhauskönigs. Der Nachlaß des jüngst verstorbenen amerikanischen Warenhauskönigs Rodman Wanamaker beläuft sich, wie jetzt feststeht, an beweglichen Werten auf etwa 230 Millionen Mark; dazu kommen noch die Anteile an den Warenhäusern, die etwa 190 Millionen Mark betragen, und die unbeweglichen Güter, die mit etwa 120 Millionen Mark zu bewerten sind. Das Vermögen, das insgesamt also ungefähr 540 Millionen Mark ausmacht, geht zum größten Teil in den Besitz von Wanamakers Kinder über. Wanamaker dürfte auch der höchstversicherte Mann der Welt sein: er hatte eine Lebensversicherung von 24 Millionen Mark abgeschlossen.

Wie stark ist ein Affe? In Neuyork haben Autoritäten des Zoologischen Gartens eine Untersuchung über die Kraft der Affen angestellt, deren Ergebnis geradezu erstaunlich war. Sie behaupteten, festgestellt zu haben, daß ein Affe von normaler Größe beinahe viermal so viel ziehen kann wie ein Mensch von derselben Schwere. Die Versuche wurden unter Zuhilfenahme eines Dynamometers gemacht. Der Affe wurde mittels eines Taues mit der Maschine verbunden und dann veranlaßt, mit aller Kraft zu ziehen. Professor Arthur Brisbane hat sich dann die Frage gestellt, was der Gorilla mit seiner kolossalen Körperkraft wohl erreichen werde, und er kam zu dem Schluß, daß dieses Tier zu gleicher Zeit 100 Dempseys (der Weltchampion der Boxer) niederstrecken könnte.

Rekord eines Vogels. Kürzlich wurde auf dem Plage in Magrate ein toter Vogel mit einem Ring am Fuße gefunden. Dieser Ring war von einer Kommission in Turvenik-Bai (Labrador), die den Zug der Vögel studiert, an den Fuß des Vogels befestigt worden. In weniger als drei Monaten war dieser Seevogel 15 000 Kilometer geflogen, um von den nördlichsten Eismeeren an den Indischen Ozean zu kommen. Man sucht jetzt festzustellen, wie lange der Vogel schon tot war, als man ihn fand.

■ Fröhliche Ecke. ■

Bubi und die Großmutter. Großmutter (in einer Strafpredigt begriffen): „Und wenn du weiter so wild und unartig bleibst, so werde ich vor Kummer krank werden und bittere Arznei einnehmen müssen und sterben und fortgefahren werden in einem großen schwarzen Wagen, und du . . ."

Bubi (unterbrechend): „Aber gelt, Großmama, ich darf dann beim Kutscher auf dem Bock sitzen?"

Eine praktische Hausfrau. Der Ehemann kommt von der Arbeit heim und redet seine Frau also an: „Wie, bist du noch nicht fertig? Na, dann gehe ich eben ins Restaurant essen."

„Warte fünf Minuten!"

„In fünf Minuten wird das Essen doch nicht fertig sein!"

„Nein, aber ich werde fertig sein und mit dir gehen."

Schulweg. „Ich bin in Meißen geboren und in Leipzig auf die Schule gegangen."

„Sie Aermster! Jeden Tag den weiten Weg?"

Stimmt. „Wozu hat der Mensch die Ohren?"

Damit er die Brille dran festmachen kann."